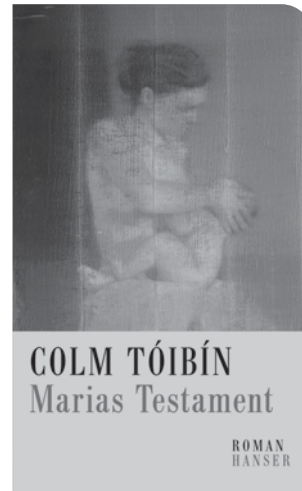


Colm Tóibín

Marias Testament

München: Hanser Verlag 2014. – 127 S.

Eine „Erschütterung der christlichen Erzählung“ sei Marias Testament, das Colm Tóibín in seinem neuesten Roman vorlegt – so verheißt es der Klappentext. Konziser wäre zu sagen: Wenn diese Erzählung getreu der Bibel hätte erfolgen sollen, ist sie als häretisch zu bewerten, denn: Tóibín erzählt von einer Frau namens Maria, die nicht nur den Tod, sondern auch das Leben ihres Sohnes geradezu erleidet; einem Sohn, dem jeder Mensch nun das ewige Leben verdanke (123). Doch mit dieser Botschaft und auch mit ihrer Wirkung unter den Menschen kann Tóibíns' Maria nichts anfangen. Folgerichtig – und dies markiert zugleich Höhepunkt der Erzählung – hält sie es auch nicht aus, unterm Kreuz zu stehen, um auf die letzten Worte ihres Sohnes zu warten. Nein, für sie ist dies kein besonderer, sondern allein ein schmerzhafter Moment – und deshalb flieht sie. Sie flieht, um sich selbst zu retten (104) und in der Hoffnung, dass das, was geschah, nicht geschehen ist (126). Allein in der Nacht träumt sie nun davon, ihren „zerschlagenen Sohn“ (104) vom Kreuz zu nehmen, festzuhalten und ihm das Blut aus den Haaren zu waschen. Nur im Traum berührt sie die Stellen, an denen die Nägel seine Füße und Hände durchbohrt haben. Doch am Tag sagt sie ganz klar, dass sie es anderen überlassen hätte, ihren Sohn zu bestatten – und sie spricht davon, dass ihr Sohn sich nicht für die Menschen hätte opfern dürfen: „Wenn ihr sagt, dass er die Welt erlöst hat, dann sage ich, dass es das nicht wert war. Das war es nicht wert.“ (125) Tóibíns Erzählung kommt wortgewaltig und sprachlich ausgefeilt daher. Sie lebt von dichten Beschreibungen, in denen sich kaum Worte, Zuschreibungen und Sätze wiederholen, und sie folgt dem Spannungsbogen der biblischen Geschichte, die ihren Höhepunkt im Kreuzesgeschehen findet. Eindrucksvoll gelingt es Tóibín auf diesem Weg, die Sorge, den Schmerz und auch die Verzweiflung einer Mutter zu spiegeln, die in der „fieberhaften Atmosphäre“ und in der „wachsenden Hysterie“ der Zeit fast schon körperlich merkt, wie „unendlich weit entfernt“ (61) plötzlich ihr eigenes Kind ist, das doch eben noch etwas Zartes, Kindliches an sich hatte. Aber nun gilt es als Heil der Welt, als Insigne aller Erlösungshoffnung. Gleichwohl ist es dadurch nicht geschützt vor Schmerz (93), Zermürbung und Resignation (88), kurz: vor allem, vor dem die Mutter ihr Kind gern bewahren würde, weil sie dies selbst kaum aushält. In dieser dichten Beschreibung quillt in Tóibíns Maria zudem immer wieder die Wut auf die zwei Beobachter hervor, die ihr nach dem Tod Jesu auf Schritt und Tritt folgen



ISBN: 978-3-446-24484-9.
€ 14.90.

und sie permanent bitten, von Worten und Taten ihres Sohnes zu berichten. „Meine Aufpasser“ (120) nennt Maria die beiden – und sie ekeln sie an. In diesen Ekel mischt sich ihr Erschrecken, wenn sie an Erlebtes, etwa an Lazarus, denkt. Er war tot – und es war ihr Sohn, der sich mit „hochtrabenden Sprüchen“ (40) am Tod selbst zu schaffen machte und Lazarus auferweckte. Danach sei Lazarus für immer gezeichnet gewesen – und Tóibíns Maria denkt darüber nach, welchem Ort, welcher Dunkelheit er wohl entkommen sei. Welche Worte konnte es für das Wissen geben, das er erlangt hatte? Diese Auseinandersetzung nimmt einen signifikanten Teil des Textes ein – und sie changiert zwischen eigenem Unglauben, staunenden Fragen und aufwallendem Ärger über den eigenen Sohn, der sich nun so angreifbar gemacht hat mit seinem Tun und seinem „geschwollenen“ Reden von „seiner Aufgabe in der Welt“ (59).

Tóibíns Maria ist eine Charakterstudie. Sie kommt einer Frau sehr nahe, die Unglaubliches erlebt hat – und die kaum in Worte zu bringen vermag, was ihr widerfahren ist. Doch ist es eine „Erschütterung der christlichen Erzählung“, dass Maria es ablehnt, sich von den Jüngern in die „Mythenbildung Jesu“ (Klappentext) einbinden zu lassen? Kaum, denn Tóibíns literarische Studie bewegt sich erkennbar jenseits der Plätze, die Jesus, aber auch Maria in der Heilsgeschichte einnehmen. Der Roman indes gehört in den Bereich der Kunst; nicht weniger, aber eben auch nicht mehr.

Nicole Grochowina

Im nächsten Heft...

greift die Ordenskorrespondenz das Thema „Flüchtlinge in Deutschland“ auf. Wie sehr der Aufruf des Papstes vom September 2013, die Klöster für Flüchtlinge zu öffnen, in den Folgemonaten Relevanz gewinnen sollte, hat damals wohl kaum jemand im Ordensbereich ahnen können. Eineinhalb Jahre später sind viele Ordensgemeinschaften in Deutschland in diesem Anliegen engagiert. Die Ordenskorrespondenz blickt hinter die Kulissen und fragt nach Konzepten, Erfahrungen und auch nach dem politischen Engagement der Orden in dieser Sache.

Im Dokumentationsteil wird Heft 2/2015 exemplarische Beiträge der Internationalen Ordensarchivtagung publizieren, die vom 13. bis 15. April 2015 in Schloss Puchberg bei Wels in Österreich stattfindet. Veranstalter sind die DOK-Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) und das österreichische Referat für die Kulturgüter der Orden.